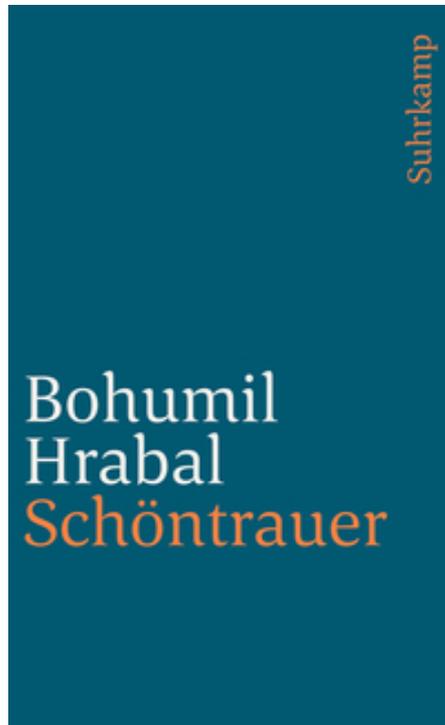


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Hrabal, Bohumil
Schöntrauer

Aus dem Tschechischen von Franz Peter Künzel

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 1614
978-3-518-38114-4

suhrkamp taschenbuch 1614

»Ich meine, daß der Mensch mit fortschreitendem Leben immer mehr das Bedürfnis verspürt, in die eigene Kindheit zurückzukehren, daß er sich mit zunehmendem Alter zunehmend danach sehnt, die Vorstellungen des Jungen wiederaufzunehmen, um in Wirklichkeit umzusetzen, worüber er einst nachdachte, wovon er einst träumte. Als ich meine Vergangenheit durchblätterte, verweilte ich in jenen Volksschuljahren, in denen ich fliegen konnte, ohne die Gesetze des Fliegens zu kennen, in denen ich präziser zu denken vermochte als später, da ich mich der Buchweisheit hingab und ganz auf Bildung setzte. Deswegen hielt ich in den nachfolgenden Romanerzählungen die schönen Bilder an, auf daß sie, gewissermaßen an meiner Statt, nicht alterten, deswegen blieb ich in diesem Buch das unveränderliche Wesen, der Junge im Matrosenanzug mit dem Schulranzen des Lernenden auf dem Rücken, und deswegen blickte ich durch die feste Glasglocke des wissenden Unwissens immerfort dem Geheimnis des Lebens entgegen, verwundert und staunend über das vielfältige Geschehen, das sich um mich herum abspielte.« *Bohumil Hrabal*

In *Schöntrauer*, dem 2. Teil seiner Trilogie *Das Städtchen am Wasser* (Die Schur, st 1613; Schöntrauer, st 1614; Harlekins Millionen, st 1615), erzählt Bohumil Hrabal (geboren 1914) nun aus der Perspektive des neugierigen Heranwachsenden die kleinen und burlesken Begebenheiten aus dem Heimatstädtchen Nymburk. Er entdeckt die an Absonderlichkeiten reiche Welt der Erwachsenen, ihre Schrullen und Launen, die die drohende Gefahr des Zweiten Weltkriegs unwirklich erscheinen läßt. Dem Alltäglichen und Banalen entlockt Hrabal die Poesie und verwandelt durch seine Imagination die Erinnerungen in ein humoreskes Spiel mit Phantasie und Erlebtem.

Zuletzt erschien im Suhrkamp Verlag der Roman von Bohumil Hrabal *Ich habe den englischen König bedient* (1988).

Bohumil Hrabal
Schöntrauer

Aus dem Tschechischen von
Franz Peter Künzel

Suhrkamp

Titel der 1979 bei Československý spisovatel, Prag,
erschienen Originalausgabe: Krasosmutnění

4. Auflage 2016

Erste Auflage 1989

suhrkamp taschenbuch 1614

© Bohumil Hrabal 1979

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1983

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-38114-4

Schöntrauer

Ich meine, daß der Mensch mit fortschreitendem Leben immer mehr das Bedürfnis verspürt, in die eigene Kindheit zurückzukehren, daß er sich mit zunehmendem Alter zunehmend danach sehnt, die Vorstellungen des Jungen wieder aufzunehmen, um in Wirklichkeit umzusetzen, worüber er einst nachdachte, wovon er einst träumte. Als ich meine Vergangenheit durchblätterte, verweilte ich in jenen Volksschuljahren, in denen ich fliegen konnte, ohne die Gesetze des Fliegens zu kennen, in denen ich präziser zu denken vermochte als später, da ich mich der Buchweisheit hingab und ganz auf Bildung setzte. Deswegen hielt ich in den nachfolgenden Romanerzählungen die schönen Bilder an, auf daß sie, gewissermaßen an meiner Statt, nicht alterten, deswegen blieb ich in diesem Buch das unveränderliche Wesen, der Junge im Matrosenanzug mit dem Schulranzen des Lernenden auf dem Rücken, und deswegen blickte ich durch die feste Glasglocke des wissenden Unwissens immerfort dem Geheimnis des Lebens entgegen, verwundert und staunend über das vielfältige Geschehen, das sich um mich herum abspielte. Solchermaßen lernte ich bei langsam absterbendem Leib, daß der Junge in mir nicht nur mein Hauslehrer ist, nicht nur das Licht im sich niedersenkenden Abend, sondern daß er auch und vor allem das Maß sämtlicher Dinge ist, die vom Sterben, vom Tod unberührt bleiben.

Die Meerjungfrau

Im Geschwindschritt verließ ich die Schule, ging geradenwegs zum Fluß, dort zur Schwemmschwelle, wo die Sandschiffe ankerten, aus deren Bäuchen die Schipper den Sand in Schubkarren über ein Brett an Land beförderten. Die Sandschipper hatten braungebrannte Oberkörper, aber nicht wie die Leute in Schwimmbädern, sondern anders, eben wie man bei der Arbeit braun wird. Es war ein Tiefbraun, das an Reklame für Sonnencreme erinnerte. Einer der Schipper hatte es mir seit langem angetan. Seine Brust und seine Arme waren voll auftätowierter Meerjungfrauen, Anker und Segelschiffe. Eines der Segelschiffe gefiel mir derart, daß ich es mir auf die Brust tätowiert wünschte. Ich spürte nachgerade, wie es dort schlingern und schwanken würde.

Eines Tages faßte ich Mut und fragte den rauhen Gesellen: »So ein Schiffchen, wie Sie es an dieser Stelle haben, das ist doch nicht abwaschbar, oder?«

Der Sandschipper setzte sich auf das Schubkarrenbrett, zog eine Zigarette heraus, zündete sie an, wobei er tief ein- und ausatmete und das Segelschiff auf und nieder ging, als schwimme es auf hohen Wellen.

»Gefällt es dir?« fragte er.

»Und wie!« antwortete ich.

»Möchtest du so eins haben?« wollte er wissen.

»Und ob!« erklärte ich. »Aber was kostet so ein Schiffchen?«

»Eine Flasche Rum habe ich hingestellt, und schon hatte ich es auftätowiert, in Hamburg«, sagte er und zeigte auf den goldenen Schriftzug, der meine Marinemütze zierte.

»Da müßte ich bis nach Hamburg?« fragte ich enttäuscht.

»Woher denn«, antwortete der Sandschipper und lachte. »Diesen Anker hier, auch dieses durchbohrte Herz hier, die hat mir beide der Lojza eingestochen, der immer drüben im Wirtshaus Zur Brücke sitzt. Für einen doppelten Rum pro Tätowierung.«

»Und mir würde er auch was auftätowieren?« wollte ich wissen.

»Für zwei Doppelte pro Tätowierung«, berichtigte er sich. Der Sandschipper warf den Zigarettenstummel weg. Das Rauchen schien ihn gestärkt zu haben.

»So sehr schmeckt Ihnen das Rauchen?« fragte ich ihn.

»Eine Zigarette ist besser als ein gutes Mittagessen«, antwortete er. Und er ging auf dem breiten Brett, das aus dem Schiffsbauch zu dem Sandberg am Ufer führte, in die Hocke, packte das Brett rechts und links mit festem Griff, machte langsam einen Handstand, kerzengerade spiegelte er sich im Wasser wie der Turm der Dechanteikirche, und die Schiffchen auf seiner Brust waren gekielholt. Nachdem er eine Weile im Handstand ausgehalten hatte, röteten sich seine Augen stark, weil ihm das Blut in den Kopf drückte, er knickte in der Hüfte ab, stellte die nackten Fußsohlen aufs Brett, richtete den Oberkörper auf, und die Segelschiffe, nun wieder mit den Masten nach oben zeigend, konnten weiter nach Hamburg fahren.

»Ich danke Ihnen!« rief ich und rannte, daß in meinem Schulranzen das Schreibzeug und die Bücher klapperten, über die Schwemmschwelle zur Brücke.

Auf der gewölbten Brücke versuchten zwei Gäule, eine Fuhre Sand aufwärts zu ziehen, mit aller Kraft stemmten sich die Zugtiere gegen die Kumte, ihre Hufe schlugen Funken, aber der Sand war naß und die Fuhre zu schwer, vergeblich drohte der Kutscher den Gäulen mit der Peit-

sche, vergeblich riß er am Leitseil, die Tiere wurden nur unsicher, zogen nicht mehr gleichzeitig an, und damit war es endgültig aus. Wild peitschte ihnen der Kutscher die Füße, schlug er ihnen mit dem umgekehrten Peitschenstiel auf die Nase. Leute schauten zu, sie lehnten sich ans Brückengeländer, blieben gleichgültig, warteten ab. Ich jedoch schämte mich für den Kutscher, Pferde sind in meinen Augen heilige Tiere, bald trieb es mir die Schamröte ins Gesicht, ich sprang hinzu und warf mit Sand nach dem Kutscher, warf davon mehrere Handvoll nach ihm, bis er fast nichts mehr sah, er drohte mir mit der Peitsche, doch ich warf ihm weiter Sand in die Augen, er rannte mir nach, konnte mich aber nicht ausmachen, schrie, daß er mich mit der Peitsche zusammenschlagen werde, ich aber hielt mich am Geländer fest und schrie zurück:

»Sie, Sie Grobian, Sie werden dafür an einer häßlichen Krankheit sterben!«

Ich lief weiter über die Brücke, wollte die andere Seite erreichen, blieb aber auf halbem Wege stehen, lehnte mich ans Geländer, rang nach Luft und wartete darauf, daß mein Blut dorthin zurückkehrte, wohin es gehörte. Bald kam ich wieder zu Atem, beruhigte mich. Ich trabte von neuem los, erreichte die Stelle, wo die Brücke in die Brückengasse überging, bog zum Türkenturm ab, strebte zur Mühle und schritt durch die Fortna, am Gerichtsgebäude vorbei, erreichte den kleinen Kirchplatz – und trat aus der Nachmittagssonne in die Kirche.

Das Gotteshaus war leer, angenehme Kühle herrschte, ich sah mich um, bemerkte aber vom ganzen Kircheninneren nur die beiden Opferstöcke neben den Betstühlen. Mein Herz begann zu hämmern. Um mich zu beruhigen, kniete ich unter der Statue des heiligen Antonius nieder und tat,

als betete ich. Den Kopf gesenkt, flüsterte ich verschämt: »Ich möchte ein Segelschiff auf die Brust tätowiert bekommen, für zwei Doppelte, dafür brauche ich Geld, ich borge es mir aus dem Opferstock, Ehrenwort, ich bringe es wieder zurück.«

Dann hob ich den Blick und schaute dem heiligen Antonius in die Augen, der lächelte zu mir herunter, sagte nichts, wendete nichts ein, hielt nur seine weiße Lilie und lächelte immerfort. Ich errötete, sah mich wieder um und wandte mich dem Opferstock zu, in dem ich so lange herumstocherte, bis ich eine Handvoll Münzen hatte. Ich steckte sie in die Tasche, kniete erneut andächtig nieder und stützte den Kopf in die Hände, verharrte in dieser Stellung, um mich abzuregen. Zugluft brachte in einem Spinnennetz am Fenster ein trockenes Blatt zum Rascheln, von draußen vernahm ich Schritte und entferntes Räderrollen. Ich überlegte, ob ich mir das Geld nicht hätte lieber beim Herrn Dechant leihen sollen, doch der hätte mir die Sache mit der Tätowierung bestimmt ausgedreht, denn ich mußte bei ihm immer die Glocken läuten, war eine Art stellvertretender Ministrant. Im übrigen würde ich das Geld ja wieder in den Opferstock zurücktun, also was denn? Ich stand auf und schwor mit erhobenem Finger:

»Mein Ehrenwort, ich bringe das Geld wieder, heiliger Antonius, mitsamt den Zinsen.«

Rücklings entfernte ich mich, der heilige Antonius lächelte unvermindert freundlich, ich trat aus der Kirche in die Sonne, deren schräge Strahlen Wände und Dächer der niedrigen Häuser gleißen ließen, daß sie wie geschmolzen aussahen und mich blendeten. Ich wischte mir meine tränenenden Augen ab – und erschrak. Auf mich zu kam ein dicker Gendarm, der Gendarmeriekommandant persön-

lich, Herr Fidrmuc, er blieb vor mir stehen, sein Schatten legte sich über mich, mein Herz raste, ich senkte den Blick und sah, daß die Schleife an meinem Matrosenanzug im Rhythmus meines Herzschlags hüpfte. Mechanisch streckte ich die Arme aus und legte die Handgelenke überkreuz. Der Gendarmeriekommandant vor mir wühlte in seinen Taschen, ich wußte genau, daß er die Handschellen suchte. In den Taschen des dunkelblauen Uniformrocks fand er sie nicht, er wühlte in den Hosentaschen, fand, was er suchte – und brachte das Virginia-Etui zum Vorschein, wählte bedächtig eine der langen Zigarren, zog den Halm aus dem Mundstück, zündete sie genüßlich an und schob seinen gewaltigen Bauch an mir vorbei. Ich blickte noch ein paar Sekunden auf meine gekreuzten Hände, dann atmete ich erleichtert auf und lief los. Ich lief zur Brücke zurück, im Schulranzen auf meinem Rücken klapperten die Griffelschachtel und die Bücher, ich hielt die Schulterriemen fest, überquerte die Brücke und hopste die Treppe hinab, die direkt zum Fluß führte. Hier, unter dem Brückenbogen, war es stets still, hier kam niemand gern her, und kam doch einer, dann nur, um seine Notdurft zu verrichten. Hinter einem lockeren Stein besaß ich ein Versteck für Tinte und Feder. Wenn ich die Hausaufgabe nicht gemacht hatte und der Klassenlehrer mich danach fragte, sagte ich, daß ich das Heft zu Hause vergessen hätte. Der Herr Lehrer schickte mich dann heim, ich hatte Zeit gewonnen, kaufte mir unterwegs im Papierladen ein Heft und schrieb an meinem trockenen, stillen Platz unter der Brücke schnell die Aufgabe. Jetzt hockte ich mich hier nieder und zählte das Geld. Ich konnte nicht nur zwei, sondern mindestens sechs Doppelte Rum bezahlen . . .

Im Wirtshaus Zur Brücke ging es lustig zu.

»Was besucht uns denn da für ein Matröschen?« rief Herr Lojza.

Ich stand in meinem Matrosenanzüglein vor ihm, auf dem Kopf die Mütze mit dem schwarzen Band, das hinten einen Schwalbenschwanz bildete, vorn aber, über der Stirn, glänzten ein goldener Anker und der goldene Namenszug Hamburg. Herr Lojza nahm mir die Mütze vom Kopf und setzte sie selbst auf, dann stenzte er im Lokal herum, die Sandschipper lachten, ich lachte auch und war glücklich, während Herr Lojza weiter durchs Lokal marschierte, salutierte und Grimassen schnitt, so daß wir uns beinahe kugelten. Ich sagte mir, daß ich, wenn ich groß sei, nicht mehr unter der Brücke, sondern in der »Brücke« hier sitzen und es mir als große Ehre anrechnen würde, in Gesellschaft dieser angenehmen Herren vom Wasser verweilen zu dürfen. Herrn Lojza fehlten die Schneidezähne, darum konnte er die Unterlippe über die Oberlippe stülpen und sich auf diese Weise die Nasenspitze lecken. Er marschierte weiter hin und her, meine runde Matrosenmütze auf dem Kopf, der Sandschippertisch am Fenster applaudierte, und der Wirt mußte eine neue Lage Bier bringen. Ich bestellte zwei Doppelte Rum.

»Herr Lojza, wenn's recht ist, die kriegen Sie von mir.«

»Hoho! Wo hast du den Kies her?«

»Den habe ich mir geliehen. Vom lieben Gott persönlich. Wenn's recht ist.«

»Oho! Du hast mit ihm gesprochen?«

»Nein, er war nicht daheim. Einer von seinem Verein hat mir ausgeholfen. Der heilige Antonius. Er hat ihn mir geliehen, damit Sie mir ein schönes Schiffchen auf die Brust tätowieren. Das gleiche, wie es der Sandschipper dort hat, der Herr Korecký.«

Herr Lojza lachte und sagte:

»Haha, wenn der Himmel selber die Hände im Spiel hat, dann machen wir das Schiffchen. Wann soll's denn sein?«

»Jetzt gleich, darum bin ich hier. Wenn's recht ist.«

»Oje, Söhnchen, ich hab die Nadel nicht da.«

»Dann holen Sie sie halt. Wenn's recht ist.«

»Sakra«, rief Herr Lojza, »der geht aber ran!« Er kippte einen der Doppelten und zwängte sich zwischen den Knien der Gäste zur Tür durch, wo er mit Handbewegungen zu verstehen gab, daß er nicht nur die Tätowiernadel, sondern auch die Tätowierfarbe hole.

Die Sandschipper setzten mich an ihren Tisch, und der Wirt brachte mir eine Himbeerlimonade.

»Hör mal, wie viele Köchinnen hat euer Herr Dechant, zwei oder drei?« fragte mich Herr Korecký.

»Zwei, aber die sind noch sehr jung.«

»Sehr jung?« staunten die Sandschipper.

»Sehr. Wenn's recht ist. Wenn der Herr Dechant guter Laune ist, meine Herren, dann setzt er eine der beiden auf einen Stuhl, bückt sich, legt die Hand unter die Sitzfläche, genau so, wie wenn der Herr Wirt ein Tablett voller Biergläser bringt, und auf einmal hupp!, die hübsche kleine Köchin schwebt direkt unter der Decke, und während ihr Rock sein Haar zerzaust, trägt er sie mitsamt dem Stuhl durch die Küche.«

»Was?!« wunderten sich die Sandschipper. »Ihr Rock zerzaust sein Haar?«

»Zu einem Heiligenschein, wenn's recht ist. Unser Herr Dechant ist stark wie ein Schweizer Stier, meine Herren. Er ist eins von sechs Kindern, und sein Vater hat so eine Kraft gehabt, daß er, wenn ihm die Kinder eine Walnuß auf den Tisch legten, schwupp!, die Nuß mit dem Finger knackte,

leichter als mit dem Nußknacker. Als der Herr Dechant noch ein Kind und später ein Junge war, da war er der schwächste von den sechsen, er taugte nicht für die Waldarbeit, und die Eltern fragten sich: Was machen wir mit ihm? Nun, sie ließen ihn Pfarrer studieren. Abends hatten sie fast immer eine Riesenschüssel mit Schälkartoffeln, die Familie saß am Tisch, jeder mit seinem Löffel, und wenn die Mutter den ihren kurz auf den Tisch hieb, schaufelten alle um die Wette los, arbeiteten sich in der Schüssel vor, bis keine einzige Kartoffel mehr übrig war.« Ich erzählte es mit ernster Miene, nickte ab und zu bekräftigend. Die Sandschipper hätten lachen mögen, doch es gelang ihnen nicht recht.

Herr Lojza kehrte zurück, schwenkte unter der Tür ein kleines Kofferchen, wie der Beschäler Herr Salvet eines hatte, und Nadeln und Farbgläschen klapperten darin. Ungeduldig zog ich die Bluse aus, während Herr Lojza den Inhalt des Kofferchens auf dem Tisch ausbreitete.

»Also, was für ein Schiff wünschst du dir, eine Barkasse, eine Fregatte, eine Brigg, einen Dampfer?« Mit einer Handbewegung bedeutete er den Sandschippern, die Gläser auf das hölzerne Fensterbrett zu stellen.

»Alle diese Schiffe könnten Sie mir machen?« Ich schlug die Hände zusammen.

»Du hast die Wahl«, sagte Herr Lojza und forderte einen Sandschipper auf, die Arbeitsjacke auszuziehen, er war darunter nackt, seinen Rücken zierten allerlei Tätowierungen, es gab Meerjungfrauen, zusammengerollte Schiffs-taue, Herzen, Monogramme, Segelschiffe. Mir gingen die Augen über von all den schönen Bildchen, und ich hätte mir am liebsten alles Geld aus dem Opferstock ausgeliehen, sämtliche Münzen, um mir den Rücken auf die glei-

che Weise verschönern zu lassen, mit Bildern und Zeichen.

»Nun, entscheide dich«, sagte Herr Lojza.

Ich wählte ein kleines Segelschiff. Herr Lojza breitete sofort eine Zeitung auf dem Tisch aus und legte mich rücklings darauf.

Ich setzte mich wieder hoch. »Wird es auch nicht weh tun?« Herr Lojza drückte mich ein zweitesmal nieder und sagte, daß es nur ein bißchen pieken werde. Ich blickte zur Decke empor.

»Du hast also gesagt, mein Junge, daß du ein Schiffchen möchtest?«

»Ein Schiffchen, genauso eines wie das, in dem Jesus mit seinen Jüngern über den See Genezareth gefahren ist. Wenn's recht ist.« Und ich schaute weiter zur Decke, hörte Stühlerücken, die Sandschipper beugten sich über mich, ihr Atem wehte mich an, es war Bierduft, Herr Lojza stach mit der Nadel, die er in grüne Farbe tauchte, Punkte in meine Haut, ich döste selig vor mich hin, in der Atemwärme der Sandschipper war mir, als läge ich in der Krippe, als beugten sich Hirten und der Ochse und der Esel über mich, als wäre ich das Jesuskind. Ich hörte Stimmen:

»Sieh einer an, das Schiffchen kriegt aber ein tolles Hinterteil!«

»Lojza, paß auf, daß sich die Segel auch ordentlich blähen!«

»Ach was, die Segel! Wichtig sind Steuerbord und Backbord, die müssen den richtigen Hüftschwung haben!«

»Das schlanke Schiffchen braucht unbedingt ein Ruder wie eine Schwanzflosse!«

Ich lag auf dem Tisch im Wirtshaus Zur Brücke, wurde langsam wieder wach, wollte mich erheben, doch Herr Lojza drückte mich ein drittesmal nieder, diesmal mit dem

Ellbogen und sanft. Nach einer Weile schlief ich wirklich ein. Herr Lojza mußte mich wecken. Während er sein Tätowierungsgerät einpackte, erklärte er:

»So, mein Kleiner, unser Schiffchen ist fertig, und niemand kann es dir wegwischen, wegnehmen. Es wegmachen, das kann ein einziger Doktor in Prag, der den Schauspielerinnen die Haut strafft und ihnen die Falten und Sommersprossen entfernt, aber bei dem kostet ein Quadratzentimeter sechzig Kronen . . .«

Die Sandschipper lachten über Herrn Lojzas Ausführungen, sie wieherten, wieherten derart, daß sie schier in Tränen gebadet waren, ich saß auf dem Tisch und wollte mir das Schiffchen ansehen, doch Herr Lojza warf mir die Matrosenbluse zu, zog sie mir dann sogar höchstpersönlich über den Kopf und knöpfte rasch den gestreiften Latz zu. Schließlich hob er mir noch die Schultasche auf den Rücken, setzte mir die runde Mütze auf und rückte Anker und Hamburg gerade.

»Herr Wirt«, rief ich, »zwei letzte Rum, und dann zahle ich.«

Ich lächelte in die Runde, die Sandschipper lachten, aber nicht so wie vorher, sondern irgendwie schuldbewußt, kein einziger schaute mir mehr in die Augen. Ich zahlte und gab dem Wirt meine restlichen Münzen, denn wer ein Segelschiff auf der Brust hat, muß einen springen lassen können. »Der Rest ist für Sie, Herr Wirt, als Trinkgeld. Wenn's recht ist.«

In der Tür drehte ich mich noch einmal um, salutierte und lief dann, begleitet vom Gelächter der Sandschipper, in den frühen Abend hinaus . . .

Auf der Brücke geriet ich unvermutet in ein sommerliches Schneegestöber. Aus dem Flußbett wirbelten Hunderttau-

sende Eintagsfliegen empor, sie drängten zu den Gaslater-
nen, sanken versengt zu Boden und bildeten regelrechte
Wehen. Die Eintagsfliegen prallten mir gegen die Wangen,
ich bückte mich, legte die Hand in einen Haufen von
Eintagsfliegen, hatte das Gefühl, die Finger in brodelndes
Wasser zu halten. Manche Leute schlitterten, als hätte
Rauhreif das Pflaster glatt gemacht. Ich aber richtete mich
auf, stolzierte dahin, niemand hatte gesehen und niemand
wußte, daß auf meine Brust ein Bild tätowiert war, ein
Schiff, das mit mir fuhr, das mit mir schwimmen würde,
wenn ich zum Baden ging, und dessen Bug die Wasserfläche
teilen würde, wenn ich kräftige Armzüge machte. Und
würde ich einmal traurig sein, würde ich es machen wie
Jesus, der auf manchen Bildern das Hemd öffnet, um den
Menschen sein brennendes, dornenumranktes Herz zu zei-
gen. Auf der Brücke war es auch, daß mir einfiel, ich müsse
mein Schiffchen zuerst dem Herrn Dechant zeigen. Ich
schritt kräftiger aus, ließ eine Gaslaterne nach der anderen
hinter mir, um die herum die Eintagsfliegen unablässig
wirbelten wie um Haspeln, ich trat durch das große Pfarr-
tor, im Pfarrhof stand ebenfalls eine Gaslaterne, unweit des
Gemüsebeetes, an dem entlang ich das Pfarrhaus erreichte.
Zwei Fenster waren beleuchtet. Die Wand empor rankte
wilder Wein an einem Holzspalier, ich kletterte hinauf,
unterm Fenster hielt ich mich mit einer Hand an einer Latte
fest, mit der anderen schob ich Ranken und Laub beiseite,
gawahrte die Wermutflasche und ein halb geleertes Glas auf
dem mit grünem Plüsch bespannten Tisch – und an diesem
sah ich etwas, was ich wahrscheinlich nicht hätte sehen
sollen. Der Herr Dechant band gerade die beiden kichern-
den Köchinnen mit einem Tischtuch oder einem Bettuch
zusammen. Als er damit fertig war, kniete er nieder und

roch an den Bäuchen der beiden. Ich senkte den Blick. Nachdem ich Kraft geschöpft hatte, um erneut hineinzuschauen, bot sich mir ein Anblick, der sogar die Sandschipper im Wirtshaus Zur Brücke begeistert hätte. Der Herr Dechant hatte das Tuch mit den Zähnen gefaßt, wie ein balancierender Artist die Hände ausgebreitet und die beiden Köchinnen allein mit dem Kopf hochgehoben, sie strampelten mit den Beinen und streckten sich, so daß ihre hochgekämmten Haare die Decke streiften. Er trug sie im Kreise durch das Zimmer, und ich freute mich, daß unser Herr Dechant zwei zusammengebundene Köchinnen mit dem Mund tragen konnte, daß er die Kraft dazu hatte, Kraft wie Jesus. Nach einigen Runden stellte er seine beiden Köchinnen wieder auf den Boden, ließ sich in den Sessel fallen und lachte dröhnend, lachte derart, daß die Dämchen ihre Röcke zusammenzogen. Dann leerte der Herr Dechant in einem Zug sein Glas und schenkte es gleich wieder voll. Ich stieg vorsichtig vom Spalier, ging ums Haus herum und klopfte an die Tür. Schritte wurden vernehmbar, die Tür öffnete sich, und die kleinere der kleinen Köchinnen ließ mich ein.

»Was gibt es?« fragte der Herr Dechant, der sein Glas schon wieder erhoben hatte.

»Wenn's recht ist, Herr Dechant, möchte ich um Ihren Segen bitten.«

»So spät noch? Und was soll ich segnen?«

»Herr Dechant, schauen Sie her!«

Ich knöpfte den blau gestreiften Latz ab und öffnete meine Matrosenbluse. Erwartungsvoll stand ich vor ihm, die runde Matrosenmütze auf dem Kopf, wie der heilige Aloysius seinen Heiligenschein, und strahlte vor Glück. Die Köchinnen jedoch erschraaken und stopften sich die Fäuste

in den Mund. Der Herr Dechant erhob sich, streichelte meine Schulter und schaute mir tief in die Augen:

»Wer hat dir das gemacht?«

»Der Herr Lojza im Wirtshaus Zur Brücke.«

»Und was hat er dir eintätowiert?«

»Ein Schiffchen, ein Segelschiffchen wie das, mit dem der Herr Jesus gefahren ist.«

Auf einen Wink des Herrn Dechanten holten die beiden Köchinnen den großen Spiegel aus dem Vorzimmer, sie trugen ihn vorsichtig herein und knieten auf einen zweiten Wink des Herrn Dechanten vor mir nieder, so daß ich hineinschauen konnte. Ich sah im Spiegel das Gesicht des hochwürdigen Herrn über meiner Schulter, und ich sah auf meiner Brust eine grüne Meerjungfrau, eine Jungfrau mit schuppigem Schwanz, eine Jungfrau mit nacktem Oberkörper, eine Jungfrau, die ähnlich lachte, wie die beiden zusammengebundenen Köchinnen gelacht hatten, als sie vom Herrn Dechanten mit den Zähnen getragen worden waren. Ich staunte und erschrak, mir wurde schwarz vor den Augen.

»Damit kannst du nicht mehr ministrieren. Was hast du dazu zu sagen?«

»Ein Quadratcentimeter kostet sechzig Kronen«, stotterte ich und drückte beide Hände auf die grüne Meerjungfrau.

Die beiden Köchinnen prusteten los, aber sogleich vollführte der Herr Dechant eine Handbewegung, als wollte er sie verdammen. Er sagte:

»Ich bin froh, ich bin sehr froh, daß du damit gerade zu mir gekommen bist. Du wirst es im Leben nicht leicht haben.«
Und er strich mir mit der Hand über den Rücken.

Ich saß am kleinen Tisch und schrieb eine Fleißaufgabe, als Onkel Pepin durch den Brauhof schritt. Seine weiße Seemannsmütze, die ihm der Hut- und Mützenmacher Herr Sisler nach der Seemannsmütze von Hans Albers gefertigt hatte, schwamm wie ein Schiffchen über den Brauhof. Plötzlich blieb der Onkel stehen, zog ein Bürstchen aus der Tasche, nahm die Mütze ab und bürstete sie pfleglich, so zart, als streichle er einen kleinen Vogel. Dann setzte er sie wieder auf und trat stolz bei uns ein. Wir aßen zu Abend, es gab Schmalzstullen, die Mutter brachte den Schmalztopf, wir schnitten uns Brotscheiben ab, verspeisten eine nach der anderen und tranken Bier dazu.

»Dieses Gericht liebte Erzbischof Khon ganz besonders«, brüllte Onkel Pepin mit vollem Mund.

Des Onkels weiße Mütze mit der Goldkordel und dem goldenen Anker über dem schwarzen Schild strahlte auf dem gemachten Bett. Unser Kater Celestýn kam, sprang aufs Bett, und da erst merkte Mutter, daß dort die Mütze des Onkels lag. Mutter stand auf und hängte die weiße Seemannsmütze an den Kleiderständer, weil auf dem weißen Bett einzig und allein der Kater Celestýn liegen durfte, gleichgültig ob er saubere oder schmutzige Pfoten hatte.

Vater vertrug kein Schmalz, darum schnitt er, in der Küche am Herd stehend, das Brot zu Würfeln und trank aus einem Henkeltöpfchen lauen Milchkaffee. Der Onkel und ich hatten an diesem Abend solchen Hunger, daß ich Mutter bat, für uns in einem kleinen Blechnapf etwas Schmalz zergehen zu lassen. Der Onkel und ich tauchten abwechselnd Brotstücke hinein, salzten und pfefferten sie, verschlangen sie und tranken Bier dazu. Als Onkel Pepin